

Tradierungsweisen von Geschlechterbildern: der Umgang mit familiengeschichtlichen Verstrickungen in den Nationalsozialismus

IRIS WACHSMUTH

Erinnerungen an den Nationalsozialismus sind nicht nur von der Art der familiengeschichtlichen Verstrickung in das »Dritte Reich« und vom jeweiligen sozialen Milieu geprägt, sondern auch von den geschlechtsspezifischen Erfahrungs-, Erzähl- und Tradierungsweisen. Lebensgeschichtliche Narrationen werden auf der imaginären Bühne der Familie erzählt, auf der die Identität in spezifischen Abgrenzungen und Loyalitäten herausgestellt wird. Die nachfolgenden Generationen beziehen sich als Töchter und Söhne, Enkeltdchter und Enkelsöhne auf ihre Mütter, Väter, Großmütter und Großväter. Dieser geschlechtsspezifische Aspekt ist in der Tradierungsforschung bisher kaum berücksichtigt worden.¹

Im Folgenden stehen Familien der ehemaligen Unterstützer/-innen des »Dritten Reiches«, in denen es keine von allen drei Generationen gemeinsam getragenen Gespräche über die familiengeschichtliche Zeit im Nationalsozialismus gibt, im Zentrum der Betrachtungen.² Ihre lebensgeschichtlichen Narrationen werden mit Hilfe

1 | Die hier präsentierten Ergebnisse resultieren aus meiner qualitativen Studie über Lebensgeschichten von Drei-Generationen-Familien der Mehrheitsgesellschaft in Ost- und Westdeutschland: Iris Wachsmuth: Verpasste Chancen? Drei Generationen ost- und westdeutscher Familien – Lebensgeschichten im Spiegel des Nationalsozialismus. Dissertation, Freie Universität Berlin, 2006.

2 | Das Team von Harald Welzer, das sich ebenfalls mit der intergenerationellen Tradierung der NS-Vergangenheit befasste, untersuchte Familien, in denen über die familiengeschichtliche NS-Zeit kommuniziert wurde, vgl. u. a. Harald Welzer/Sabine Moller/Karoline Tschugnall: »Opa war kein Nazi«. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt/Main: S. Fischer 2002; Sabine Moller: Vielfache Vergangenheit. Öffentliche Erinne-

qualitativer Auswertungsmethoden analysiert.³ Forschungsleitend ist die Frage, wie die Großelterngeneration ihre Erlebnisse und Erfahrungen aus der Zeit des Nationalsozialismus an die nachfolgenden Generationen tradiert und inwiefern die Biografien der Eltern- und Kindergeneration davon mitbestimmt werden. Als zentral erweist sich dabei die Tradierungsebene der (nicht) kommunizierten Geschichten: die latenten Delegationen bzw. Familienaufträge, die die Weitergabe unbewusster Handlungsweisen als transgenerationellen Interaktionsprozess beinhalten. Diese Familienaufträge sind intergenerationelle Übertragungen, die unbewusst biografische Handlungsweisen aus dem ›Familienprogramm‹ erzeugen. Sie können auch Generationen überspringen, wirken latent weiter und werden dann von nachfolgenden Generationen bearbeitet.⁴ Ein Familienauftrag muss nicht zwangsläufig unbewusst sein, sondern kann auch von Familienmitgliedern benannt werden. Meine These ist, dass ein Wissen⁵ über die Familiengeschichte im Nationalsozialismus mit jeder folgenden Generation weiter abnimmt, aber die Familienaufträge, die im Zusammenhang mit der Bearbeitungsweise der NS-Vergangenheit stehen, umso wirkungsvoller bleiben.

Die Bedeutung der Kategorie Geschlecht für die familiengeschichtliche Tradierung der NS-Vergangenheit

Unabhängig davon, ob sich einzelne Familienmitglieder im Nationalsozialismus oppositionell verhielten oder ob sie Funktionsträger waren, gab es in allen Familien konkrete ›Berührungen‹ mit dem Verfolgungs- und Vernichtungskontext. Das legen die Auswertungen der lebensgeschichtlichen Interviews mit der so genannten ersten Generation nahe. Die nachfolgenden Generationen haben meist kein Wissen mehr über den Zusammenhang zwischen ›großer Geschichte‹ und ihrer eigenen ›privaten‹ Familiengeschichte. Aus 17 in Frage kommenden Familien wurden (über bundesweit geschaltete Inserate) sieben Familien nach Kriterien struktureller Ähnlichkeit einerseits und größtmöglicher Differenz andererseits ausgewählt. Die Drei-Generationen-Familien umfassen die Großeltern (1. Generation, Jahrgänge 1901–1926), Eltern (2. Generation, Jahrgänge 1931–1952) und Kinder (3. Generation, Jahrgänge 1964–1978).

rungskulturen und Familienerinnerungen an die NS-Zeit in Ostdeutschland, Tübingen: edition diskord 2003; Olaf Jensen: Geschichte machen. Strukturmerkmale des intergenerationellen Sprechens über die NS-Vergangenheit in deutschen Familien, Tübingen: edition diskord 2004.

3 | Zur verwendeten Auswertungsmethode der Fallrekonstruktion vgl. ausführlich Ulrich Oevermann: »Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis«, in: Klaus Kraimer (Hg.), Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung, Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 58–156.

4 | Vgl. u. a. Helm Stierlin: Delegation und Familie. Beiträge zum Heidelberger familien-dynamischen Konzept, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1982.

5 | Mit ›Wissen‹ ist hier die manifeste Ebene des Kommunizierens gemeint.

Die heiklen Berührungen oder Involviertheiten werden intergenerationell nicht oder nur in entkontextualisierten Bruchstücken kommuniziert. So tauchen in den Narrationen der nachfolgenden Generationen vor allem Vermutungen bzw. Fragmente über die Familiengeschichte auf. Die einzelnen Familienmitglieder sind dabei in spezifische familiäre Loyalitätsstrukturen eingebunden, die mit Sprech- und Fragetabus sowie mit Familiengeheimnissen einhergehen. Das bedeutet, dass die nachfolgenden Generationen aktiv an der jeweiligen Konstruktion einer Familiengeschichte und somit auch an den unterschiedlichsten Normalisierungsstrategien, die mit einer Entpolitisierung der eigenen NS-Vergangenheit einhergehen, mitwirken. Dabei sind Erinnerungen und Erzählungen in geschlechtsspezifische Inhalte und Formen verwoben. Zwischen Müttern und Töchtern sowie Vätern und Söhnen verlaufen spezifische Identifikations-, Projektions- und Abgrenzungsverhältnisse, die im Rahmen weiblicher bzw. männlicher Sozialisationen den Umgang mit Erinnerung und Vergessen, Ausblendungen und Auseinandersetzung prägen. Die Kategorie Geschlecht ist keine hinreichende Analysekategorie, aber eine, die für das differenzierte Verständnis der Motivation an der Teilhabe am nationalsozialistischen Regime sowie für die Art der familialen Tradierung konstituierend ist.

Zunächst einmal zeigt sich in den Selbstthematizierungen der Interviewpartner und -partnerinnen, dass durch die unterschiedlichen Generationen und Milieus hindurch bei Männern die Berufsbiografie viel stärker die lebensgeschichtliche Narration strukturiert als bei Frauen. So verlaufen auch die intergenerationellen Identifikationen und Abgrenzungen der männlichen Familienmitglieder vor allem über das Berufsleben. Während die Enkelsöhne sich, wenn überhaupt und zum Teil nur auf Nachfrage, auf ihre Großväter diffus als Handelnde im Nationalsozialismus (als Soldaten bzw. berufsspezifisch) bezogen, kamen ihre Großmütter gar nicht vor oder nur als Randfiguren, deren Existenz nur kurz benannt wurde, die aber nicht als Handelnde in Erscheinung traten. So wurde auf der einen Seite die Beteiligung der Großmütter am Nationalsozialismus ausgeblendet, es konnte aber auf der anderen Seite auch auf das oppositionelle Handeln einiger Großmütter kein Bezug mehr genommen werden. Beispielsweise hatte die Ehefrau eines Pfarrers im Umfeld der Bekennenden Kirche Lebensmittelmarken für untergetauchte Juden gesammelt. Ihr Enkel wusste davon nichts, weil seine Großmutter für ihn insgesamt kaum eine Bedeutung hatte. Das ›Wissen‹ ging also quasi durch die geschlechtsspezifischen Tradierungen verloren.

Frauen thematisieren ausführlich ihre Beziehungen zu Partnern bzw. Ehemännern, ihre Rolle als Mutter oder das familiäre Beziehungsnetz und ihr emotionales Erleben.⁶ Außerdem ist in den weiblichen Generationslinien der Bezug zwischen Enkelöchtern, Müttern und Großmüttern bestimmend.⁷ Die häufig vorgenommenen Selbstdeutungen von Frauen, die im Nationalsozialismus lebten, als passiv, werden von ihren Töchtern und Enkelinnen oft unhinterfragt übernommen: Die (potenzi-

6 | Insofern spiegelt sich hier das traditionelle patriarchale Frauenbild wider. Vgl. hierzu den Beitrag von Massimiliano Livi in diesem Band.

7 | Die Großmütter, Mütter und Töchter beziehen und vergleichen sich beispielsweise bezüglich ihrer Ausbildung und ihres Mutter- und Ehefrauenstatus.

ell) aktiven Rollen der Frauen als Denunziantinnen, Trägerinnen der NS-Ideologie oder Profiteurinnen in der »Volksgemeinschaft« bleiben dabei ausgeblendet.⁸ Im Folgenden wird dies an der in den Interviews von mir entwickelten Figur »der Naiven« verdeutlicht, wobei festgehalten werden muss, dass »die Naive« nur eine Facette der Entlastungsmechanismen der eigenen Mütter bzw. Großmütter darstellt und auf Selbstzuschreibungen der ersten Generation oder auf Interpretations- und Bedeutungsverschiebungen durch die nachfolgenden Generationen zurückgeführt werden kann. Die Figur »der Naiven« korrespondiert mit der in der BRD nach 1945 verbreiteten These, das Volk sei von Hitler »verführt« worden. Sowohl Frauen als auch Männer nutzen den Rekurs auf »Naivität« als Entlastungsstrategie, jedoch, wie im Folgenden ausgeführt wird, zumeist auf geschlechtsspezifische Weise.

Beispiele geschlechtsspezifischer Tradierungsweisen der NS-Familiengeschichte

Wie Töchter und Enkeltochter Entlastungen und Rechtfertigungen ihrer Mütter bzw. Großmütter übernehmen, lässt sich z. B. an der Familie Dankert zeigen. Frau Dankert, 1922 geboren und weitgehend im BDM sozialisiert, arbeitete als Schulförderin im besetzten Polen und besuchte ihren Mann 1944 im Kriegseinsatz in Italien. An diese Zeit erinnert sie sich ausschließlich als Abenteuer- und Liebesurlaub. Auch nach dem Ende des NS-Regimes nutzt sie weiter den Hitlergruß. Frau Dankert kommentiert sich selbst im Interview als »naiv«. Dieses Exkulpationsmuster wurde von der Tochter und der Enkeltochter übernommen (»sie war sehr naiv«), ohne dass die damit verbundene Weiblichkeitskonstruktion in Frage gestellt wurde.

Wie auf der Ebene der manifesten (verbal kommunizierten) Weitergabe, geschlechtsspezifische (weibliche) Normalisierungsstrategien der ersten Generation bis in die dritte unhinterfragt übernommen werden, wird am Beispiel der Familie Böhm/Lange deutlich. In der Geschichte dieser Familie ergeben sich konkrete Täterschaften im Zusammenhang mit dem Holocaust, aus denen besondere innerfamiliäre Schweigekonstellationen entstanden sind. Frau Böhm, 1910 geboren, spricht von ihrem »geliebten Bruder«, der Mitglied einer SS-Totenkopf-Standarte und Aufseher im Konzentrationslager Dachau war, und bezeichnet ihren Ehemann, der SA-Mitglied und SS-Scharführer war und sich 1943 freiwillig zu den Panzerjägern an die Ostfront meldete, als »150-prozentigen Nazi«. Sowohl der Ehemann als auch der Bruder starben im Krieg. In dem über dreistündigen Interview wird das Handeln beider Männer nie im Sinne einer Mitschuld am nationalsozialistischen Unrecht problematisiert. Auf Nachfrage über ihre eigene Einstellung zum Nationalsozialismus sagt Frau Böhm rechtfertigend:

B: »Na ja, man hat's mitgemacht, man hat's ... man war da mit drin, aber nicht ... also von wegen nur hochbegeistert nich', na ja, man ... die waren ja alle mit ... sie waren ja mitgerissen damals, du konntest ja kaum entweichen.«

8 | Zu dem komplexen Wechselverhältnis zwischen individuellem und kollektivem (ost- und westdeutschem) Gedächtnis siehe I. Wachsmuth: *Verpasste Chancen*.

Sie war seit 1937 nicht nur mit einem aufsteigenden NS-Funktionsträger verheiratet, sondern arbeitete zwischen 1930 und 1937 selbst in einer Regierungsbehörde, die für die Beamtenbesoldung zuständig war. Die Frage, ob sie auf ihrer Behörde etwas vom Berufsverbot für Juden mitbekommen habe, versteht sie zunächst nicht:

B: »Da haben doch Leute die Arbeit nicht verloren, nö.«

I (Interviewerin): »Ab '33 durften Beamte, die jüdisch waren, nicht mehr arbeiten.«

B: »Ach die Juden? Ja, aber das haben wir auf der Behörde ja nicht mitgekriegt, nee, das stimmt ja, da wurden Geschäfte geschlossen. [...] Nee, ach ja, die wurden ja alle entlassen damals, ja das ist wahr, das ist wahr, die kamen dann – gingen sie nach Jerusalem zurück? Oder kamen die gleich ins Lager irgendwo? [...] Nee, dann wurden sie ja in Gruppen zusammengefasst und abgeführt, nich', ja.«

Die Gleichgültigkeit, die sich in der Ausblendung von Entrechtung und Verfolgung zeigt, zieht sich durch die gesamte Narration. Entlastet wird Frau Böhm von ihrer 1939 geborenen Tochter. Sie bestreitet die Verantwortlichkeiten ihrer Mutter, indem sie diese als unpolitisch und vergesslich darstellt. Die 1964 geborene Enkelin von Frau Böhm, Susanne, scheint dieser Exkulpationsstrategie zunächst nicht zu folgen, jedoch entlastet bzw. schützt auch sie letztlich die Großmutter – und damit implizit auch sich selbst:

S: »Da wird verdrängt und da spricht man eigentlich lieber nicht drüber [über die NS-Zeit] und das lässt man immer so in der Schublade, wo man's hingepackt hat, ich hab mich aber oft gefragt, ob das auch ein Schutzmechanismus ist, der dann natürlich einsetzt.«⁹

Innerhalb der lebensgeschichtlichen Narration der Enkelin wird die Großmutter im Zusammenhang mit einem Bericht über einen Aufenthalt in Israel thematisiert, wo Susanne als Krankenpflegerin über ein Jahr für die Organisation »Aktion Sühnezeichen« mit Überlebenden des Holocaust gearbeitet hat. Die Arbeit in Israel stellt als biografische Handlung im Kontext der Familie zugleich einen (unbewussten) Familienauftrag dar: Es zeigt sich ein Zusammenhang zwischen familiengeschichtlichen Täterverstrickungen und ihrem Pflegeberuf, einer traditionell weiblich geprägten Profession, die sie gegenüber Überlebenden ausübt. Susanne stellt allerdings keine Beziehung zwischen ihrer Familiengeschichte und ihrer Tätigkeit in Israel her.

Die Frage, ob die eigene Familiengeschichte in Israel präsent war, beantwortet sie wie folgt:

S: »Ich glaube, das habe ich ziemlich abgespalten ähm ... vielleicht habe ich das auch deshalb so abgespalten, weil das für mich so 'ne klare Trennung war, also ich persönlich hab ja eher auf dieser Opferseite gearbeitet, 'ne, und in Israel sowieso, also und dann setzt du dich ganz

9 | Susanne bezieht sich hier ganz konkret auf ihre Großmutter, obwohl sie von »man« spricht.

stark mit dieser Opfermentalität auseinander, während ja die ... meine Eltern- und Großelterngeneration natürlich die Täter ... die Täterseite identifiziert, wenn überhaupt.«

Und weiter führt sie bezüglich der Rolle ihrer Großmutter aus:

S: »In Israel war's für mich ganz klar dieses Opferding im Vordergrund, also ich wollte mich auch mit Opfern des Nationalsozialismus auseinandersetzen und deren Geschichte hören und das hatte dann so direkt nichts für mich mit meiner Familie zu tun, weil ich ähm niemanden persönlich kenne, der so 'ne direkte ... der so direkt 'nen Täter für mich personifiziert. Meine Oma war ja außen vor, weil wenn, dann waren's ihre Geschwister oder Brüder,¹⁰ aber sie selber war ja dann doch nicht so direkt betroffen, eher als eine so genannte Mitläuferin, das mit Sicherheit, die ein solches System mitgetragen hat und unterstützt hat, aber das konnte ich dann so ganz gut abspalten.«

Ordnet Susanne ihre Großmutter zunächst dem »Handlungskollektiv« der damaligen »Volksgemeinschaft« zu, so lässt sie die Großmutter – unter Rekurs auf deren »Naivität« – zuletzt doch wieder als weitgehend unbeteiligt am nationalsozialistischen Unrecht erscheinen und spricht nicht mehr von ihr als Einzelner. Vielmehr lässt sie sie in einem diffusen Kollektiv verschwinden, welches als passiv, als nicht handlungsfähig und damit eher als Opfer denn als an den NS-Verbrechen beteiligt imaginiert wird:

S: »Ja was hätten sie denn tun sollen, kannst du's wirklich verlangen, dass die sich alle hätten anders verhalten sollen?«

Die sich aus der jeweiligen Tradierung der spezifischen NS-Vergangenheit der Familie ergebenden Familienaufträge, das hat das Beispiel von Susanne – als professionell Helfender im sozialpsychologischen Engagement mit Holocaust-Überlebenden – gezeigt, stehen *auch* in einem geschlechtsspezifischen Kontext und hängen sowohl mit dem jeweiligen sozialen Milieu als auch mit der Art und Weise der innerfamiliären Kommunikation über die Familiengeschichte zusammen. Kaum aufgearbeitete familiäre Schicksals- und Opferkonstruktionen haben besonders in der dritten Generation sowohl emotionale als auch kognitive Verunsicherungen und Leerstellen produziert, auf die reagiert wird. Dieses Ausagieren biografischer Handlungsmuster aus der je spezifischen Familiengeschichte vollzieht sich bei den Männern in meinem Sample in erster Linie über die Auseinandersetzung mit den Berufen ihrer Väter bzw. Großväter oder aber auch über Aggressivität und Gewaltbereitschaft. Die Art und Weise der emotionalen Bearbeitung des Familienerbes verläuft bei den Enkeln deutlich milieuspezifisch.

Zwei Enkelsöhne aus einem akademisch-theologischen Milieu benennen implizit bzw. explizit einen Familienauftrag, aus dem sie ihr (berufliches) Handeln bzw. ihr gesellschaftliches Engagement ableiten. So formuliert Jörg Schmidt den An-

10 | Es gab nur den einen Bruder der Großmutter. Die Täterschaft und Funktionen des Ehemanns von Frau Böhm (Susannes Großvater) erwähnt Susanne im Interview gar nicht.

spruch – aufgrund des oppositionellen Handelns seines Großvaters, der als Mitglied der Bekennenden Kirche im Nationalsozialismus mit Berufsverbot belegt wurde, und seines Vaters, der in der DDR gelebt hat –, sich politisch einzumischen und kirchlich zu engagieren. 1970 wird Jörg in Dresden geboren. 1989 schließt er die erweiterte Oberschule ab und beginnt noch im selben Jahr seinen Dienst in der NVA. Dank der Vereinigung Deutschlands kann er Ende 1990 bis 1995 in Jena Maschinenbau studieren und arbeitet seitdem erfolgreich als Ingenieur. Im Gegensatz zur oppositionellen Geschichte seines Großvaters und Vaters, der aufgrund seines Protests als Theologiestudent in den 1960er Jahren verhaftet wurde, lebt Jörg vor und nach der Wende ein vor allem karriereorientiertes Leben. Beruflich hat er inzwischen, wie er selber sagt, »fast alles erreicht«. Nun beginnt er mit einem kirchlichen Engagement und bereitet sich mit der Gemeinde auf eine Studienreise nach Israel vor. Jörg begründet dieses Handeln wie folgt: »[...] weil ich im Prinzip weiß, dass es eigentlich äh ... dass man sich mehr drum kümmern sollte.« Zwar verweist er hier nicht explizit auf die Familientradition, sein »Wiederanknüpfen« an ein kirchliches Engagement wird aber über die männliche Familiengeschichte verstehbar.

Einen ähnlichen familiären Hintergrund, in dem es ebenfalls eine gewisse Kommunikation über die Familiengeschichte gibt, hat Ingo Frenzel. Er wird 1970 in Brandenburg geboren, absolviert ab 1990 den Zivildienst und studiert später Theologie. Sein Großvater, der im Gegensatz zu Jörg Schmidts Großvater noch lebt, war zunächst Pfarrer in der Bekennenden Kirche, distanzierte sich aber schon ab 1934 davon und hat deswegen diffuse Schuldgefühle. Ingo kommuniziert sowohl mit seinem Großvater als auch mit seinem Vater über die NS-Geschichte. Seit vielen Generationen (seine »ganzen Vorväter«, wie Ingo sich verortet) sind die Männer der Familie Theologen. Über diese familiengeschichtliche Auseinandersetzung zwischen Anpassung und Widerstand als Pfarrer im Nationalsozialismus bzw. später in der DDR formuliert Ingo:

»Ich muss sagen, da bin ich sicher meinem Vater denn doch auch näher, dass für uns 'ne große Rolle spielt, dass die Theologie wirklich für die Welt auch verantwortlich ist, mitverantwortlich und sich da sämtlichen Fragen zu stellen hat, die die Welt als Ganze betreffen und eben nicht nur ein ... meinetwegen ein Teilbereich von Menschen oder ein Teilbereich von geistiger Anschauung.«

Mit diesem Anspruch – und Familienauftrag – begreift er seine zukünftige Aufgabe als Pfarrer. Es gibt aber, wie bereits oben erwähnt, auch in einer solchen Familie schuldhaft Verstrickungen mit dem NS-System, die von den Enkeln nicht gewusst bzw. »nach außen« nicht kommuniziert werden. Eine »Entlastungsfigur«, die in diesen Narrationen verwendet wird, ist die des »Neutralen«. So beschreibt Ingo seinen Großvater als jemanden, der ab 1934 in die Lage kam, »sich neutral, ganz und gar neutral verhalten zu müssen«. Die Frage, ob man in der vergleichsweise exponierten Position des Pfarrers in dieser Diktatur wirklich »neutral« sein konnte oder aber das System durch »Neutralität« auf vielfältige Weise mitgetragen wurde, ohne dabei die potenziellen Handlungsspielräume auszuloten, wird vom Enkelsohn nicht gestellt. Die Loyalität dem Großvater gegenüber ist so ausgeprägt, dass Ingo den NS-Staat

als eine abstrakte Übermacht konstruiert, in der die »Zwänge so groß sind, dass man sich eigentlich fragt, wieso da überhaupt Leute widerstanden haben«.

Wesentlich fragmentarischer und mit vielen Fragetabus belegt ist die Familiengeschichte von Peter Hahn. Hier dominieren Flucht- und Stigmatisierungserfahrungen in den Narrationen seiner Großmutter und Mutter, die Peter, 1978 in Westberlin geboren, nur bruchstückhaft kennt bzw. versteht. 1945 flieht die Familie der Großmutter aus Polen, 1957 flüchtet die Großmutter gemeinsam mit ihrer 1952 unehelich geborenen Tochter aus der DDR. Über die familiengeschichtlichen Verstrickungen in den Nationalsozialismus weiß Peter nichts. Sowohl seine Mutter als auch seine Großmutter sind stark geprägt durch ihre Außenseiterrollen als »Flüchtlinge«. Mit der Wende 1989 beginnt Peters »emotionaler Aufbruch« in eine dreijährige rechts-extreme Orientierung, die von einer linksextremen Identität als »Antifaschist« abgelöst wird. Beide Phasen finden ihren Abschluss durch Gewalterfahrungen, die man als Grenzerfahrungen deuten kann. Durch die großen (emotionalen) Leerstellen und Fragetabus in der Familiengeschichte existierten Ohnmachtsgefühle, die über extreme Orientierungen und Aggressionen ausagiert wurden. Dahinter liegen intergenerationell verborgene Einstellungs- und Handlungspotenziale, die aus familial unverarbeiteter Gewalt- und Leiderfahrung resultieren.

Fazit

Wenn man verstehen will, wie und mit welchen Funktionen manifeste und latente Tradierungen verlaufen, ermöglicht die Kategorie Geschlecht eine vertiefende Analyse des Umgangs mit »Bildern« von Familienangehörigen und damit auch ein besseres Verständnis biografischer Handlungsweisen nachfolgender Generationen.

Die Beispiele zeigen, dass die Opfer des Nationalsozialismus in den Narrationen nicht mit konkreten Tätern zusammen gedacht werden – schon gar nicht mit den (Mit-)Tätern oder Taten der eigenen Familie, die zum Teil verschwiegen bleiben. Die Familie in der NS-Gesellschaft als »Resultat sich gegenseitig beeinflussender, männlicher und weiblicher Produktiv- und Destruktivkräfte«¹¹ oder als »asymmetrischer Verbrechensverbund«¹² Ehe, wie es Gravenhorst noch schärfer formuliert, bleibt auch in den Narrationen der dritten Generation ausgeblendet. Dabei werden nicht nur Geschlechterstereotype reproduziert – wie etwa das Beispiel des Rekurses auf die »Naivität« der Großmutter bzw. Mutter zeigt –, auch die Perspektive auf mögliche Machtkonstellationen zwischen den Geschlechtern bleibt verstellt. So wirken die alten, in der Zeit des Nationalsozialismus gängigen Wahrnehmungsmuster weiter, d. h. separate Sphären von Weiblichkeit und Männlichkeit, die den

11 | Karin Windaus-Walser: »Frauen im Nationalsozialismus. Eine Herausforderung für feministische Theoriebildung«, in: Lerke Gravenhorst/Carmen Tatschmurat (Hg.), TöchterFragen. NS-Frauengeschichte, Freiburg/Breisgau: Kore 1990, S. 69.

12 | Lerke Gravenhorst: »NS-Verbrechen. Männerdominanz und Frauenresonanz«, in: Archiv der Arbeiterbewegung (Hg.), Macht und Gesellschaft. Männer und Frauen in der NS-Zeit. Eine Perspektive für ein künftiges NS-Dokumentationszentrum in München, München: Eigenverlag 2004.

Frauen keine bzw. noch weniger konkrete Verantwortung für das Funktionieren des Nationalsozialismus zuweisen als den Männern und diese als konkret handelnde Väter bzw. Großväter – zugunsten der Familienloyalität – im Unscharfen belassen.

Die geschlechtsspezifischen Vergesellschaftungsbedingungen in Form der hierarchischen Geschlechterordnung haben eine Wirkung auf Erlebnis, Erinnerung und Formen der Tradierung der jeweiligen Familiengeschichten. Sie bestimmen nicht nur die Weiblichkeits- und Männlichkeitskonstruktionen in der familiengeschichtlichen (Nicht-)Auseinandersetzung mit der Zeit des Nationalsozialismus und der Rolle der Großmütter und Großväter respektive Mütter und Väter, sondern auch die biografischen Selbstentwürfe der nachfolgenden Generationen.

Literatur

- Gravenhorst, Lerke: »NS-Verbrechen. Männerdominanz und Frauenresonanz«, in: Archiv der Arbeiterbewegung (Hg.), Macht und Gesellschaft. Männer und Frauen in der NS-Zeit. Eine Perspektive für ein künftiges NS-Dokumentationszentrum in München, München: Eigenverlag 2004, S. 20–30.
- Jensen, Olaf: Geschichte machen. Strukturmerkmale des intergenerationellen Sprechens über die NS-Vergangenheit in deutschen Familien, Tübingen: edition diskord 2004.
- Moller, Sabine: Vielfache Vergangenheit. Öffentliche Erinnerungskulturen und Familienerinnerungen an die NS-Zeit in Ostdeutschland, Tübingen: edition diskord 2003.
- Oevermann, Ulrich: »Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis«, in: Klaus Kraimer (Hg.), Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2000, S. 58–156.
- Stierlin, Helm: Delegation und Familie. Beiträge zum Heidelberger familiendynamischen Konzept, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1982.
- Wachsmuth, Iris: Verpasste Chancen? Drei Generationen ost- und westdeutscher Familien – Lebensgeschichten im Spiegel des Nationalsozialismus. Dissertation, Freie Universität Berlin, 2006.
- Welzer, Harald/Moller, Sabine/Tschuggnall, Karoline: »Opa war kein Nazi«. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt/Main: S. Fischer 2002.
- Windaus-Walser, Karin: »Frauen im Nationalsozialismus. Eine Herausforderung für feministische Theoriebildung«, in: Lerke Gravenhorst/Carmen Tatschmura (Hg.), TöchterFragen. NS-Frauengeschichte, Freiburg/Breisgau: Kore 1990, S. 59–72.